

Jean Séguy

Geschichte der Mennoniten in Frankreich

Ein kurzer Abriss

Berner Täufer wandern ins Elsaß aus

In Bern – sowohl in der Stadt als im Kanton – sahen sich die Täufer, wie auch anderwärts, verfolgt, obwohl sie sich ganz friedlich verhielten. Aber im Laufe des 17. Jahrhunderts ermöglichten verschiedene Umstände einer gewissen Anzahl von ihnen die Auswanderung in die Pfalz und ins Elsaß. Diese Bewegung – so begrenzt sie in ihrer zahlenmäßigen Stärke auch war – sollte in den folgenden Jahrhunderten andauern.

Zwischen 1526 und 1540 hatte Straßburg Täufer verschiedener Richtung und Herkunft aufgenommen. Auch in anderen Orten des Elsaß lassen sich einige im Verlauf des 16. Jahrhunderts nachweisen. Dieses Täuferum, das auch Einheimische einschloß, scheint spurlos untergegangen zu sein, als die Berner im 17. Jahrhundert dort ankamen.

Von den Jahren 1643–60 an siedelten sich einige der vertriebenen bernischen Täufer bäuerlicher Herkunft in den Grenzgebieten zwischen dem Hohen und dem Niederen Elsaß an. Die Verfolgung in den Jahren 1670 bis 1671 im Kanton Bern löste eine stärkere und gezieltere Emigration aus.

Gewöhnlich datiert man von dieser Zeit an die Niederlassung der bernischen Täufer im Osten des heutigen Frankreich. Sainte-Marie-aux-Mines (Haut-Rhin) wurde ihr Hauptzufluchtsort. Die elsässischen Grundherren, von denen die Täufer aufgenommen wurden, scheinen einige gemeinsame Merkmale gehabt zu haben: sie mußten ihre Ländereien wieder ertragreich machen, die vom Dreißigjährigen Krieg und seinen Folgen verwüstet waren, wozu ihnen qualifizierte Kräfte fehlten; sie hatten – sei es de jure oder de facto – einen gewissen Grad an Eigenständigkeit gegenüber der französischen Regierung; sie neigten einem toleranten, wenig bekenntnishaften Protestantismus zu.

Die Grafen von Württemberg, die das damals von Frankreich unabhängige Gebiet von Montbéliard regierten, nahmen ihrerseits auch Berner Brüder in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts auf. Aber erst von etwa 1712 an entwickelte sich Montbéliard zu einer täuferischen Gemeinde von Bedeutung.

Allerdings ergriff der französische König 1712 Maßnahmen zur Ausweisung der Täufer. Er wollte sie in seinem Herrschaftsbereich nicht dul-

den. Die Mehrheit derer von Ste-Marie-aux-Mines mußte anderswo Zuflucht suchen, einige blieben dort, und in der Folgezeit kamen wieder andere, um einen Teil der verlassenen Wohnsitze zu übernehmen. Von den Vertriebenen zogen einige zu ihren Glaubensgenossen, die schon in Montbéliard saßen, oder ließen sich in der kleinen, aber unabhängigen Grafschaft Salm (Vogesen) sowie in einigen anderen Orten von Elsaß oder Lothringen nieder. Das Ausweisungsedikt von 1712 – das diese Wirkung ursprünglich sicherlich nicht haben sollte – trug hauptsächlich dazu bei, die Zahl der Orte mit mennonitischem Einschlag im Osten Frankreichs zu vergrößern, ferner den Zufluchtsort Montbéliard zu verstärken und den von Salm neu zu bilden.

Überall, wo die Täufer sich niederließen, taten sie es zunächst als Landpächter der Fürsten oder Edelleute, die sie aufnahmen. Nach und nach erwarben ihre Ehrlichkeit und ihre berufliche Tüchtigkeit ihnen den durchaus gerechtfertigten Ruf, mustergültige Landwirte zu sein, die ihren Pachtzins ohne Murren zahlten. Große weltliche oder kirchliche Grundbesitzer wünschten ihre Dienste und erhielten sie auch. Ihr Dasein als bevorzugte Pächter der Privilegierten, häufig auch als wohlhabende Müller oder gleichfalls (in geringerem Umfang) als ländliche Handwerker erweckte unter den einheimischen Landwirten gemischte Gefühle gegenüber den Brüdern; man sah in ihnen gefährliche Konkurrenten, weil sie begünstigt erschienen.

Jedoch war den Brüdern überall der Erwerb von Land verboten. In den „königlichen Gebieten“, in denen sie nur in der Illegalität lebten, genossen die Brüder überhaupt keine anerkannten Rechte. Ihre Grundherren bemühten sich, sie vor Unannehmlichkeiten zu schützen, und es gelang ihnen im allgemeinen auch. In den Grafschaften Salm und Montbéliard, den von Frankreich unabhängigen Gebieten, wurden ihnen, stillschweigend aber ständig, gewisse Rechte zugebilligt: zunächst das der Ausübung ihres Gottesdienstes, allerdings mit Zurückhaltung – sie durften keine Proselyten machen. Sie brauchten keine Waffen- oder Wachdienste zu leisten; wenn sie vor Gericht erscheinen mußten, galt ihre Zusicherung an Stelle eines Eides, ebenso bei allen anderen Anlässen, bei denen der Eid gefordert wurde.

Begünstigt durch die Rechtsstellung der meisten Güter, die sie bewirtschafteten, zudem durch einige nützliche Ausnahmegenehmigungen auf Grund ihres Glaubens und ihrer Ethik bildeten die Täufer (zumindest in einigen Gebieten) vor der Französischen Revolution ein „Volk für sich“, und das auch noch aus anderen Gründen. Ihre Höfe befanden sich häufig am Rande der landwirtschaftlich genutzten Regionen oder ganz isoliert;

oft wurde das Land erst von ihnen urbar gemacht. Außerdem sprachen sie gewöhnlich Berner Mundart, das trennte sie auch von den Einheimischen der französischsprechenden Gebiete (Montbéliard und Umgebung) und ein wenig auch von denen in bestimmten Orten von Elsaß-Lothringen. Die Verfolgungen, denen sie vorher ausgesetzt gewesen waren, und ihr Entschluß, sich von der „Welt“ abzusondern, trugen auch dazu bei, daß sie sich abseits hielten. Die Haltung der Einheimischen ihnen gegenüber ermutigte sie im allgemeinen auch nicht, sich mit ihnen zu vermischen. Vielleicht hat überhaupt ihre weitere religiöse Entwicklung, insbesondere im Elsaß, sie zu einem „Volk für sich“ gemacht.

Die Trennung unter Amman

Die amische Absonderung hat ihren Namen von Jakob Amman, dem Ältesten der Täufer von Ste-Marie-aux-Mines in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts. Dieser scheint – wohl nicht ganz zu Unrecht – den Eindruck gewonnen zu haben, daß seine Glaubensgenossen dort und vielleicht auch im übrigen Elsaß nach und nach ihre Abkehr von der Welt nicht mehr so streng betonten.

Tatsächlich besuchten einige von ihnen, besonders in Ste-Marie, gelegentlich lutherische Predigten; sie nahmen auch in geringem Umfang am Leben der bürgerlichen Öffentlichkeit teil; alle (oder viele) hatten nichts gegen die Zusammenarbeit mit den Wachdiensten einzuwenden, die zum Schutz der Ernten oder des Eigentums eingesetzt waren. Sie übten dieses Amt selbst aus, bewaffnet mit einem Speiß. Verloren diese Täufer nicht allmählich das Bewußtsein ihrer Identität? Einige unter ihnen gingen jedenfalls so weit, zu behaupten, daß die Seelen bei gutem Willen auch in den Mehrheitskirchen ihr Heil finden könnten. Amman betrachtete derartige Aussagen als unwahr; er wollte die Verantwortlichen mit dem Bann belegen.

Der Älteste von Ste-Marie versuchte, die Gemeinden der Schweiz von seiner rigorosen Haltung zu überzeugen. Aber in der Mehrheit stimmten sie ihm nicht zu. Im Gegensatz dazu ließen sich fast alle aus dem Elsaß durch ihn beeinflussen: sie wurden „amisch“ und blieben es bis etwa 1840–60. Indem sie ihre Absonderung betonten, ist es den Brüdern im Elsaß und anderen Gebieten im heutigen Ostfrankreich in Folge des amischen „Schismas“ ohne Zweifel gelungen, ihre Identität zu bewahren und genau zu bestimmen. Überdies verstärkte es die Stellung der Verantwortlichen (der Ältesten, Prediger und Diakone) innerhalb der Gemeinden; schließlich bestätigte sich auch ein Hang zum Althergebrachten beim elsässischen Täufertum, der schon vor Amman bestanden hatte.

Seit Amman begann sich die Vorrangstellung der Ältesten hinsichtlich ihrer Initiativen und Befugnisse wieder zu festigen, die sie zuvor nach und nach aufgegeben hatten. Indem sie sich gegenseitig Beistand leisteten, führten sie fortan die Gemeinden mit Festigkeit und griffen bei zahlreichen Anlässen in das Leben der Mitglieder ein, wobei sie von den Predigern und Diakonen gestützt wurden. Diese Diener am Wort, die von ihren Glaubensbrüdern gewählt wurden, erhielten keine Ausbildung als die der Praxis selbst und behielten ihren Beruf als Landwirte bei. Sie gehörten meist den am längsten ansässigen und wohlhabendsten Familien an. Sie bewiesen zuweilen einen hartnäckigen Hang zu überlieferten Verhaltensformen ihrer Jugend, aber auch Treue zum Evangelium.

So erfuhren in der Frage der Kleidung die strengen, seit einigen Jahrzehnten festgelegten Regeln eine Überinterpretation. Unter dem Vorwand der Einfachheit im Leben, in Ablehnung der „eitlen und hoffärtigen Weise der Welt“ sahen sich Männer und Frauen zu einer Quasi-Uniform verpflichtet: die Tracht der bernischen Bauern zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurde diejenige der Amischen; alle Neuheiten scheinen regelrecht verpönt gewesen zu sein: Knöpfe an der Kleidung so gut wie Schnallen an den Schuhen. Allein Haken und Ösen waren erlaubt, ebenso wie dunkle Farben. Die Männer mußten einen Bart tragen, jedoch keinen Schnurrbart; jeglicher Schmuck war verboten, Eheringe etc. eingeschlossen.

Auf liturgischem Gebiet lebte der gleiche Drang zum Bewahren des Archaischen auf. Zur Zeit Ammans war die – auf eine Beteiligung aller gerichtete – Spontaneität der frühen Täuferversammlungen verschwunden. Die Diener am Wort hatten die gottesdienstliche Ordnung bereits nach eigenem Gutdünken festgelegt. Diese Tendenz verstärkte sich mit der amischen Absonderung. Alles lief darauf hinaus, zu einem Modell des „ne varietur“ (Anm. d. Übers.: Es möge nichts verändert werden!) zu werden, die Bibellesungen zu jeder Versammlung des Jahres eingeschlossen; es kam sogar dazu, daß der Wortlaut der Predigten festgelegt wurde. Die archaische Haltung, die sich derartig darstellte, ließ – wenn auch nicht in allem – die Formen vom Anfang des 17. Jahrhunderts wieder aufleben; aber auf keinen Fall stimmten sie mit den Ursprüngen der Täuferbewegung überein. Andererseits hielt die Gottesdienstordnung während des ganzen 19. und in gewissen Fällen noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts an diesen gegen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts fixierten Vorschriften fest, manchmal sogar bis zum Sprachgebrauch dieser Epoche. Sie widerstand einem Wechsel, der anderswo in den Gemeinden schon eingesetzt hatte.

1660 hatten die Brüder, die sich im Elsaß angesiedelt hatten, das sogenannte Dordrechter Glaubensbekenntnis angenommen, das aus den Niederlanden kam. Dieses Bekenntnis war für das französische Täufern bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts und noch darüber hinaus bestimmend. Es vertrat aber nun eine sehr strenge Praxis des Banns: ein betroffener Ehegatte wurde aus seinem Haus bzw. Haushalt ausgeschlossen. Nur ein öffentliches Schuldbekenntnis und ein Reuegelöbnis ermöglichten eine Wiederaufnahme in die Gemeinde und die gewohnten familiären und verwandtschaftlichen Bindungen. Die Macht, die den Ältesten dadurch gegeben war, daß sie den Bann aussprechen konnten, hob ihren Einfluß ganz besonders. Sie standen auch nicht davon ab, nach der Absonderung der Amischen davon Gebrauch zu machen; auf diese Weise konnten sie ihre Glaubensgenossen viel leichter im Einklang mit ihren Entscheidungen halten.

Alle sechs Monate erhielten die Ältesten Gelegenheit, ihre Vormachtstellung auf feierliche Art zu beweisen. Amman hatte festgelegt, daß seine Anhänger das Abendmahl zweimal im Jahr feierten – anstelle eines einzigen wie zuvor. Nun aber ging jeder Abendmahlsfeier eine Versammlung voraus, die „Ordonnances“ (Anm. d. Übers.: Am ehesten zu übersetzen mit „Ordnungsverfahren“) genannt wurde: bei dieser Gelegenheit wurden die Vorschriften der tagtäglichen Absonderung von der Welt in Erinnerung gerufen; möglicherweise sahen sich die Schuldigen auf diesem Gebiet bereits ermahnt, vom Bann bedroht oder manchmal sogar mit ihm belegt. Es war daher schon besser, den Geboten und ihrer Auslegung seitens der Ältesten und anderer Diener zu gehorchen, und zwar in allen Einzelheiten der Lebensweise, die den Mennoniten eigentümlich war. Hinzuzufügen ist, daß die Ehen notwendigerweise „im Herrn“, das heißt, nur zwischen Gliedern der Gemeinde zu schließen waren. Daher wird auch verständlich, daß die Schweizer Brüder im Elsaß und den benachbarten Gebieten ein „Volk für sich“, eine „Täufernation“ bildeten, wie es Dokumente jener Zeit ausdrücken. Ebenso sah sich der Täufer gelegentlich auch durch die Lage seines Hofes äußerlich isoliert. Seine nationale und sprachliche Andersartigkeit verstärkte diese erste Isolierung, die ihm zwar durch die Umstände aufgezwungen, die aber durch die Forderung der Weltabgeschiedenheit vergrößert wurde. Geradezu willentlich und überzeugt geriet der Täufer in Distanz zu seinen nächsten Nachbarn, und zwar durch seinen Glauben, seine sozialen Verhaltensweisen, die sich daraus herleiteten, sowie durch die Form, in der er sie praktizierte. Die Grundherren der Brüder brachten sie ebenfalls in eine Sonderstellung, indem sie ihnen im Vergleich zu den

Einheimischen gewisse Privilegien einräumten. Schließlich trugen ihr beruflicher Erfolg und ihre moralische Redlichkeit – mit beidem identifizierte man sozusagen die Täufer – dazu bei, daß sich ihre Glieder nicht mit der Gesellschaft vermischten, von der sie aufgenommen wurden. Man würde sich täuschen, wollte man indessen Amman allein für diese Abkapselung der täuferischen Gemeinschaft verantwortlich machen. Die amische Absonderung hat ganz einfach einige im schweizerischen Täufer-tum schon vorhandene Tendenzen hervortreten lassen, vor allem demjenigen der elsässischen Diaspora.

In einem Punkt zeigten sich die Brüder der Außenwelt gegenüber aufgeschlossen: sie praktizierten großzügig Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft, zunächst den Ihren, aber gleichermaßen Fremden gegenüber.

Die Revolution und das 19. Jahrhundert

Die Revolution und danach das Empire mit ihren Kriegen und schließlich die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts versetzten dem Zusammenhalt der mennonitischen Gemeinden sehr harte Stöße.

Mit einiger Verzögerung machte die Revolution aus allen Täufern der Nation französische Bürger. Diese gefährliche Ehre widerfuhr auch den Brüdern von Montbéliard und Salm, jenen beiden Territorien, die 1793 von Frankreich annektiert worden waren. Mit diesem Zeitpunkt begannen die Probleme. Der Bart der männlichen Mennoniten erinnerte fatalerweise an den der ehemaligen Kapuzinermönche und verletzte den Einheitsgedanken. Er wurde jedoch geduldet. Die bürgerlichen Treueschwüre, die bei verschiedenen Gelegenheiten von den Bürgern während der Revolutionsjahre gefordert wurden, boten mehr Streitpunkte. Schließlich gab sich die neue Obrigkeit damit zufrieden, daß die Brüder durch eine Erklärung bekräftigten, was die anderen Bürger beschwören mußten. Der *Code Civil* muß in der Folgezeit dieses Verfahren zumindest für gewisse juristische Instanzen gutgeheißen haben.

Nachdem er einmal verpflichtend geworden war, wurde der Kriegsdienst zu einer dauernden Gewissensfrage für die Brüder. 1793 erfuhren sie, das muß man zugeben, von Seiten der Regierung Duldung; diese wies die Militärbehörden an, die eingezogenen Mennoniten in den waffenlosen Diensten zu beschäftigen (Transport- und Battrupps). In der Praxis wurde diese Bevorzugung wenig bzw. nur kurze Zeit beachtet. 1808, 1811–12, 1814 und schließlich 1829 versuchten die Täufer, durch Vor-

sprachen und Eingaben die Befreiung ihrer Söhne vom Wehrdienst zu erreichen, oder zumindest die Beachtung der „Recommandation“ von 1793. Aber sie wurden nicht gehört. Die Wehrpflicht nahm ihnen ihre Söhne. Das warf verschiedene Probleme auf: in bestimmten Fällen das der bäuerlichen Arbeitskräfte und immer das des Gewissens. Überdies öffnete der Militärdienst zwangsweise die Familien für die Außenwelt und brachte ihren Zusammenhalt und ihre Übereinstimmung in Gefahr. Während der Perioden des 19. Jahrhunderts, wo dies möglich war, kehrten die Brüder zu der Praxis des „Loskaufens“ zurück, um zu verhindern, daß ihre Angehörigen gegen ihr Gewissen handeln mußten. Die außerordentlich hohen Kosten trugen möglicherweise zu einer allgemeinen Verarmung der Mennoniten bei.

Die mit der Revolution entstandenen Bedingungen erlaubten den Brüdern den Erwerb von Grundeigentum. Sie scheinen in dieser Hinsicht keine besondere Neigung gezeigt zu haben, einige Gebiete (Wissembourg insbesondere) ausgenommen. Überall sonst führte die Notwendigkeit, das Land im Fall des Ablebens unter zahlreiche Erben aufteilen zu müssen, in den gewöhnlich sehr vielköpfigen Familien dazu, die vor der Revolution angenommenen Gewohnheiten beizubehalten. Um sich eine gewisse Unabhängigkeit auf ertragreichen Anbauflächen zu bewahren und auch aus anderen ökonomischen und ideologischen Gründen zogen die Mennoniten lange Zeit das Pachten von großen Landgütern dem Erwerb vor.

Um ihre Probleme zu lösen, verließen einige die Gebiete ihrer traditionellen Ansiedlung, um sich, mehr zerstreut, etwas weiter im Westen (bis zum Departement Haute-Marne) niederzulassen. Andere gaben die Landwirtschaft auf und gingen in die Städte, selbst nach Paris. Einige suchten ihr Glück in Algerien. Schließlich wanderte eine nicht genau bekannte, aber große Zahl (700–1000 Personen, vielleicht auch mehr) in die Vereinigten Staaten aus. Dort trafen sie auf Glaubensgenossen deutschen oder schweizerischen Ursprungs, konnten sich auf Ländereien ihrer Wahl niederlassen und zum Teil die herkömmliche Lebensweise fortführen, die sie in Ostfrankreich angenommen hatten. Es gibt heute noch Amische in Übersee. Im Gegensatz dazu existieren in Frankreich keine mehr.

Diese Wanderungsbewegung (im Innern und ins Ausland) zerstörte das Gleichgewicht der Gemeinden, das schon durch andere Probleme gefährdet war. Die Jahre 1850–60 sind der Höhepunkt der Auswanderung. Damals zeigte sich auch das zunehmende Schwinden verschiedener Eigenarten des vorherigen Täufern, dem Amman seinen Stempel aufgedrückt hatte. Allmählich, jedoch endgültig, begannen sich die Brüder wie alle

anderen zu kleiden, nur eine Spur zurückhaltender im Schnitt und in der Wahl der Farben. Die Männer rasierten ihre Bärte, was sehr fortschrittlich war, und einige ließen sich einen Schnurrbart wachsen. Nach und nach wurde Französisch – und zwar ausschließlich – die Sprache derjenigen, die in französischsprachigen Gebieten wohnten, Elsässisch und Hochdeutsch die gängige Verständigungsweise im Elsaß. Eine Minderheit unter den Brüdern wandte sich Berufen außerhalb der Landwirtschaft zu. Die Kinder besuchten – seit dem Ende des 19. Jahrhunderts – öffentliche Schulen; bis dahin hatten die Mennoniten ihre „kleinen Schulen“ und eigenen Lehrer. Die jungen Leute, die den Militärdienst leisten mußten, was 1872 aufs neue der Fall war, blieben bei der Verweigerung. Ihre Wehrlosigkeit aus Gewissensgründen zog – was schon in der Schule begann – die Gegnerschaft des erwachenden Patriotismus nach 1871 auf sich.

Die mehr und mehr zurückgegangene Zahl und die recht große Zerstreuung der Mennoniten (mit Ausnahme bestimmter Regionen) und schließlich auch die Zunahme der engen Verwandtschaftsgrade unter ihnen führten zu einem Ansteigen der Mischehen. Die Ältesten zögerten – vor allem zwischen 1840–1860 – vor dem Aussprechen des Banns, da er in der extremen Form der „Meidung“ in Mißkredit gekommen war. Wenn er trotzdem ausgesprochen wurde, wegen einer Heirat oder aus irgendeinem anderen Grund, hatte dies oft die endgültige Trennung des Schuldigen und seiner Familie von der Gemeinde zu Folge. Die Ältesten trafen sich zudem immer weniger häufig zu gemeinsamen Besprechungen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war das Selbstverständnis der Mennoniten fragwürdig geworden. Selbst der Inhalt des Bekenntnisses war in gewissen Punkten graduell verändert worden. Für diese Erscheinung gab es zahlreiche Gründe. Darunter ist der mehr und mehr wachsende Einfluß des Pietismus zu nennen, der sich unter den Brüdern ausbreitete. Dabei gerieten bestimmte Prinzipien des Täufertums völlig in Vergessenheit; so forderten – und das mehrfach im Laufe des 19. Jahrhunderts – einige Älteste die Anerkennung und finanzielle Unterstützung der Gemeinden durch den Staat. Sie erreichten nichts.

Der Krieg von 1870–1871 schuf für einige Mennoniten unmittelbare Probleme (besonders durch Zerstörung von Gebäuden und Anbauflächen); die politischen Folgen des Konflikts waren langwieriger. Die neue französisch-deutsche Grenze trennte auf der einen Seite Brüder im Elsaß und Lothringen von den französischsprachigen auf der anderen. Die psychologischen und anderen Folgen dieser Situation setzen sich bis in unsere Tage fort.

Die Mennoniten im 20. Jahrhundert

Nach dem 19. Jahrhundert, das recht verhängnisvoll für sie war, haben die Mennoniten im Laufe unseres Jahrhunderts ein Gleichgewicht und einen neuen Aufschwung gewonnen. Seit dem Krieg von 1870–1871 war auf französischer Seite der Versuch gemacht worden, die Gemeinden aus ihrer Resignation herauszuführen. Zu diesem Zweck hatte Isaac Rich, der den „erweckten“ Kreisen von Montbéliard angehörte, eine Schule gegründet, die „Handwerker-Evangelisten“ ausbilden sollte. Das Unternehmen scheiterte nach einigen Jahren. 1896 wurde – diesmal von elsässischer Seite – eine Konferenz in Muntzenheim in der Nähe von Colmar einberufen, um der Isolierung der Gemeinden ein Ende zu bereiten. In der Tat versammelten sich die Ältesten nur ganz ausnahmsweise vollzählig, und niemand hatte einen umfassenden Überblick über die Lage. Aber es mußte noch eine neue Initiative, diesmal französischerseits, abgewartet werden, bis sich eine dauerhafte Zusammenarbeit zwischen den Gemeinden entwickelte. Die Konferenz von Epinal (1901) war die erste einer Reihe, die auch fortgesetzt wurde. Indessen behinderte bis 1918 die französisch-deutsche Grenze diese gemeinsame Arbeit zwischen Französisch und Elsässisch Sprechenden; die unterschiedliche Sprache, und andererseits die Leichtigkeit, mit der die Elsässer mit ihren süddeutschen Glaubensgenossen zusammenarbeiten konnten, die Verschiedenheit der Einflüsse, religiöser und anderer Art, schließlich die psychologischen Probleme, die aus all diesen Faktoren entstanden, erschwerten die Aufgabe.

Es dauerte bis 1980, bis endlich eine repräsentative Vereinigung aller französischen Gemeinden geschaffen werden konnte; sie ersetzt die vormalige elsässische „Vereinigung“ und die französische „Gruppe“, die insbesondere seit 1945 oft zur Zusammenarbeit aufgerufen worden waren. Von nun an muß die „Vereinigung der Evangelisch-Mennonitischen Kirchen Frankreichs“ die Begegnung und einen gemeinsamen Denkprozeß bei den Brüdern aller Gemeinden in Gang halten, ferner die Geschäftsführung der Einrichtungen und der wichtig gewordenen Geldmittel übernehmen.

Zur Zeit gibt es bei den französischen Brüdern knapp 30 Gemeinden. Die mennonitische Bevölkerung scheint sich um folgende Stützpunkte herum ziemlich geschlossen zu gruppieren: Territorium von Belfort, Region Montbéliard und Haut-Rhin; eher zerstreut ist sie in Bas-Rhin, in Lothringen, im Haute-Marne-Gebiet und an der Maas.

Eine Monatsschrift, „Christ seul“, die 1907 geschaffen wurde und die lange Zeit eine deutsche Beilage hatte, dient als Bindeglied zwischen den

Brüdern. Sie bringt für ihre Leser regelmäßig Mitteilungen aus den Gemeinden und der Äußeren Mission, Artikel zur Erbauung und zur Lehre etc. „Christ seul“ hat bei der Wiederherstellung einer mennonitischen Einheit eine sehr wichtige Rolle gespielt, besonders nach 1927, und noch unbestrittener nach 1945. Heute ist das „Blatt“ bekannt und wird von französischen und französischsprechenden „Evangelischen“ gelesen. Innerhalb dieses Kreises halten ständige Berichte und daraus resultierende Zusammenarbeit die Verbindung aufrecht.

Seit Beginn des Jahrhunderts hat das französische Täuferium Reiseprediger eingesetzt, die Familien besuchen, Lager und Aktivitäten für die Jugend und eine „Kinder-Evangelisation“ organisieren. Dies sind die einzigen hauptberuflichen „Diener“ in den Gemeinden; ansonsten hält man am Prinzip der „Nicht-Professionellen“ fest. Seit 1950 bietet eine Bibelschule in Basel (seit 1958 auf dem Bienenberg in der Nähe Basels) Seminare in französischer Sprache ebenso wie für Deutschsprachige, Deutsche und andere an. Andere Bibelschulen und sogar eine evangelisch-theologische Fakultät (Vaux-sur-Seine) nehmen ebenfalls mennonitische Studenten auf und bilden sie aus.

Nach und nach haben die französischen Brüder auch ein Missionsbewußtsein wiedergewonnen. Sie arbeiten mit verschiedenen Gruppen auf evangelischer Seite (Baptisten, Heilsarmee) bei bestimmten Evangelisationen zusammen. Sie haben auch eigene Veranstaltungen dieser Art. Außerdem unterhalten sie insbesondere im Tschad Missionare, in anderen entfernten Ländern ebenso; zudem unterstützen sie mehrere gesamt-kirchliche Missionswerke und arbeiten auf verschiedene Weise mit ihnen zusammen, auch an Ort und Stelle.

Seit 1945 haben die französischen Brüder – zuerst auf Anregung und mit Hilfe ihrer amerikanischen Glaubensgenossen – neue Gemeinden in Châtenay-Malabry (Hauts-de-Seine), in Thionville (Moselle), in Longwy (Meurthe-et-Moselle), in Straßburg (Michael-Sattler-Zentrum) und in St. Maurice (Val-de-Marne, Konrad-Grebel-Zentrum) gegründet.

Die beiden letzten Gemeinden dienen als Anlaufstelle für Studenten allgemein (in Straßburg), für afrikanische Studenten in St. Maurice. Die Gemeinde Châtenay-Malabry ist mit einer Einrichtung („Werkstatt“) für Behinderte gekoppelt. Die „Domäne Emmanuel“ in Hautefeuille (Seine-et-Marne) dient den gleichen Zwecken. Auf dem Vogelsberg (bei Weißenburg) gibt es noch ein Heim für geistig behinderte Kinder. In Valdoie (Belfort) nimmt die „Villa des Sapins“ Kinder aus sozial schwachem Milieu auf, das Haus „La résidence rosemontoise“ dient als Altersheim. Der für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts typische Zerfall ist heute

aufgefangen, obwohl die französischen Mennoniten nur wenig zahlreich sind.

Zahl der	1780	1809	1850	1889	1950	1968
Mennoniten	1.500	4.450	5.044	3.143	2.500	3.000

Diese statistischen Angaben umfassen die gesamte mennonitische Bevölkerung (getaufte Erwachsene und ungetaufte Kinder). Für die Zeit nach 1968 gibt es keine Angaben.

Es ist ihnen jedoch gelungen, einige Leute für ihre Gemeinden zu gewinnen, die nicht aus traditionell mennonitischen Familien kommen. Dieser Zuwachs ist sehr gering, zeigt aber einen offensichtlichen Symbolgehalt. Außerdem spielen die französischen Brüder eine wichtige Rolle im Leben der Kirchen und evangelischen Gruppen im Osten Frankreichs und auf nationaler Ebene. Sie haben ihren Platz in der Gemeinschaft der Mennoniten in der ganzen Welt wiedergefunden (1978: 613.500); die nächste „Mennonitische Weltkonferenz“ wird 1984 in Straßburg stattfinden. Ihre Gemeinden kennen ein vielfältiges, im allgemeinen sehr begeistertes religiöses Leben. Die Finanzmittel für die Mission, das „Blatt“ und die verschiedenen Werke werden dank der Gebefreudigkeit der Beteiligten regelmäßig aufgebracht.

Aktuelle Probleme

Das alles hebt aber für die heutigen französischen Mennoniten die Probleme nicht auf; wie alle Gruppen von kleinem Zuschnitt fürchten sie die „Großen“; daher rührt, unter anderem, ihre Zurückhaltung gegenüber dem ökumenischen Bestreben der großen Kirchen. Auf Grund des Inhalts ihrer Überlieferung und ihrer Botschaft zeigen sie hin und wieder eine gewisse Unbestimmtheit. Da sie seit Beginn des Jahrhunderts von verschiedenen evangelischen Gruppen stark beeinflusst wurden, verdanken sie es den hierbei gewonnenen Anregungen, sowohl die Kraft zum Beharren als zur Veränderung gefunden zu haben. In diesem Prozeß haben sie auch eine Theologie (vom pietistisch-erwecklichen Typ) angenommen, die in gewisser Hinsicht nur noch wenig mit der „Täufervision“ des 16. Jahrhunderts übereinstimmt. Nun aber gewinnt diese bei ihnen wieder an Aktualität, vor allem unter dem Einfluß amerikanischer Mennoniten. Daraus folgt ein Konflikt im Gehorsam, der nicht ohne Zwiespalt und seine Folgewidrigkeiten allgemeiner und auch individueller Art zu lösen ist.

So ist die Wehrdienstverweigerung für die jungen Männer von heute wieder zu einem Bürgerrecht geworden; eine bestimmte Anzahl von ihnen leistet den „nationalen Dienst“ in der Entwicklungshilfe oder (seltener)

als Verweigerer aus Gewissensgründen (Anm. d. Übers.: vermutlich als „Ersatzdienst“). Aber die Gesamtheit der jungen Männer und die der Gemeinden haben darüber nicht die gleichen Vorstellungen. Das gilt gleichermaßen in Bezug auf den bürgerlichen, politischen und gewerkschaftlichen Bereich. Auch dort ist ein Überdenken im Gange, das den Willen zeigt, eine Anpassung der „Botschaft der Väter“ an die Bedingungen unserer Zeit zu finden. Die Gruppen der Jungen – und anderer mit ihnen – sprechen über die Probleme der Absonderung von der Welt. Aber von einer Übereinstimmung ist man weit entfernt. Die Veränderungen in der Welt überhaupt mit ihren Folgen für die Mennoniten erklären für ihr Teil diese Fragestellungen. Die Zeiten sind vorbei, in denen der Täufer fortschrittlicher Landwirt oder ländlicher Handwerker war, Träger einer eigenen Kultur, dem Beobachter fremdartig, und in einer gewissen Abgeschiedenheit lebte. Die großen vorbildlichen, mechanisierten Landwirtschaftsbetriebe einiger heutiger Mennoniten erfordern immer weniger Handarbeit, und die Landwirtschaft braucht auf nationaler und europäischer Ebene immer weniger Menschen. Die Chancen vergrößern sich also, daß die Brüder dazu gebracht werden, sich anderswo umzusehen als in der Landwirtschaft. Die Stadt erreicht die Bauernhöfe, die vorher in ihrem Umland lagen. Mehr und mehr arbeiten Mennoniten wie die Mehrheit der Bevölkerung „in der Stadt“. Nicht-bäuerliche Berufe finden sich immer häufiger bei Gemeindemitgliedern (Arbeiter, leitende Angestellte, Handwerker mit kleinen und mittleren Betrieben, Kaufleute, Unternehmer, verschiedene Beamte, Lehrer, Ärzte, medizinische Hilfskräfte etc.). Welcher Anteil an Landwirten wird wohl am Ende des Jahrhunderts bei den französischen Mennoniten noch anzutreffen sein? Die Veränderung der Situation vor allem seit einem halben Jahrhundert zeigt die Berechtigung dieser Frage. 1964 waren bei einer zufälligen Auswahl junger Leute zwischen 16 und 26 Jahren drei Berufsgruppen festzustellen: ein Drittel in der Landwirtschaft Tätige, ein Drittel Arbeiter und Angestellte, ein Drittel Schüler, Studenten und höhere Angestellte. Die Eltern dieser jungen Leute waren zu zwei Dritteln in der Landwirtschaft tätig. Zu der beruflichen Differenzierung und der gesellschaftlichen Umschichtung kommt eine gewisse räumliche Mobilität: sie betrifft auch immer häufiger die Brüder, obwohl die Mehrheit von ihnen in den traditionellen Gebieten ihrer Ansiedlung und in der Nähe ihrer Gemeinden bleibt.

Alle diese Veränderungen der sozialen Bezugssysteme im Leben der Mennoniten ziehen vermehrte Kontakte mit der Außenwelt nach sich. Dennoch scheint das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer besonderen

Gruppe, zum Teil verbunden mit der Ursprünglichkeit eines engen verwandtschaftlichen Netzes, teilweise auch verknüpft mit dem Stolz, Träger eines besonderen geschichtlichen Erbes zu sein, gut eingewurzelt; jedenfalls ist dies stärker als zu Beginn dieses Jahrhunderts und selbst als 1945 der Fall. Aber je häufiger die Kontakte zu Nicht-Mennoniten werden, desto stärker müssen die Brüder auch ihr Mennonitentum vertreten. Daher geht auch diese Untersuchung von einer höheren „neutäuferischen“ Warte aus, getreu den Botschaften der „Väter“, unterworfen den Bedingungen der gegenwärtigen Gesellschaft.

Aus dem Französischen übersetzt von Angela Friesen (Bolanden)